
Eugène KIRSCH

Name: Kirsch

Vorname: Eugène

Geboren: 17.02.1924

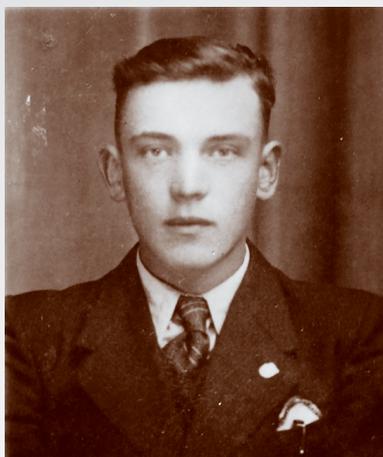
Geburtsort: Clemency

Wohnort: Clemency

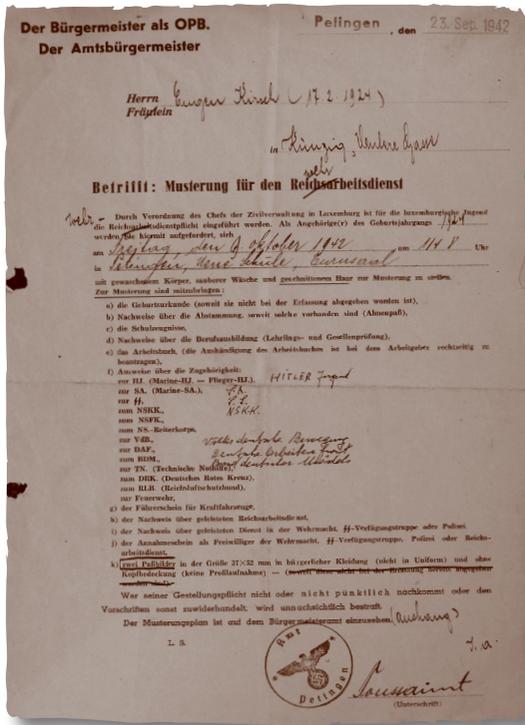
Beim Überfall der deutschen Truppen am 10. Mai 1940 lebte und arbeitete ich zusammen mit meiner jüngeren Schwester Pauline auf dem elterlichen Hof in Clemency. Da Bauernbetriebe von den Nazis als „kriegswichtige Betriebe“ eingestuft worden waren, wurde ich, wie fast alle Bauernjungen oder Knechte, vorerst vom R.A.D zurückgestellt. 1942 fiel mein Vater rückwärts von einem beladenen Heuwagen. Eine Biene hatte das Pferd, das den Heuwagen zog, gestochen, woraufhin das Tier erschrak, was den Unfall meines Vaters zur Folge hatte. Er fiel unglücklicherweise auf den „Langkoff“ (Bremsen) und brach sich den Rücken. Fortan musste ich den landwirtschaftlichen Betrieb alleine weiterführen und konnte somit immer wieder vom R.A.D. und vom Wehrdienst zurückgestellt werden.

Dann kam der 20. Mai 1944. An jenem Tag wurde ich, wie noch 400 weitere luxemburgische Bauernjungen, dann trotzdem zur Wehrmacht einberufen.

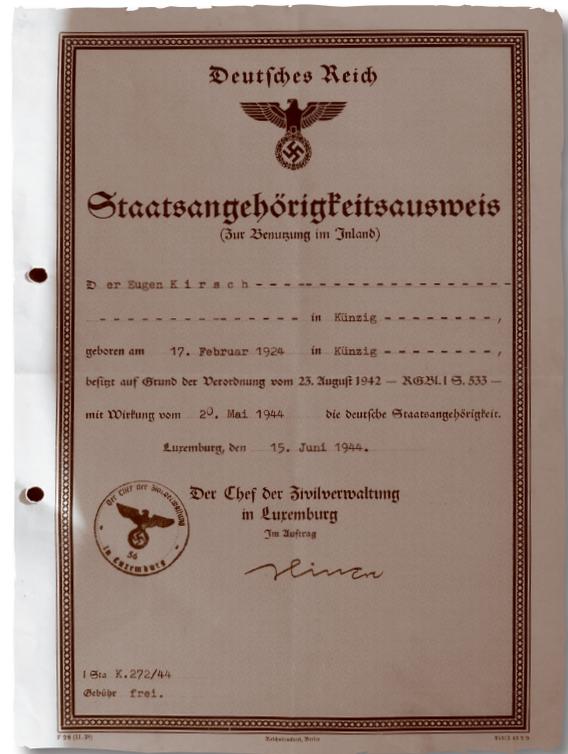
Obschon Gauleiter Simon noch am Anfang des Krieges geprahlt hatte: „Wenn wir eines Tages die Luxemburger mit in den Krieg nehmen müssen, dann haben wir schon verloren“, brauchte Hitler-Deutschland nun of-



Eugène Kirsch aus Clemency im Jahre 1944, zwei Tage, bevor er zur Wehrmacht eingezogen wurde.



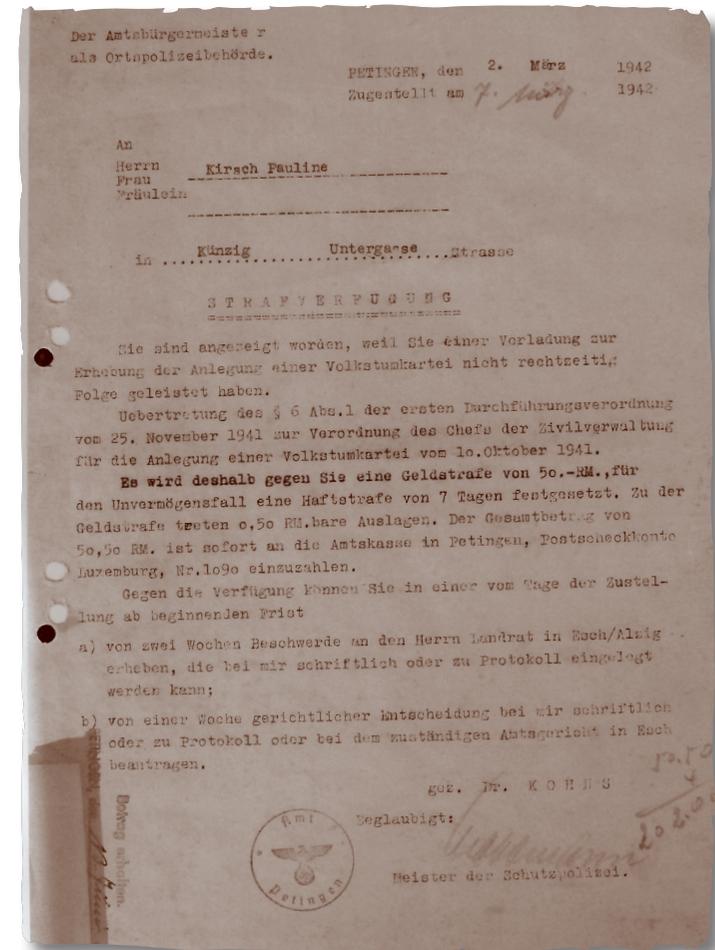
Eugène Kirsch wurde als Bauern-
 junges sowohl vom R.A.D. als auch
 vom Wehrmehrdienst vorläufig
 zurückgestellt, da die Nazis einen
 Bauernbetrieb als „kriegswichti-
 gen Betrieb“ eingestuft hatten.



Diesen „Staatsangehörigkeitsausweis“
 erhielt Eugène Kirsch im Juni 1944, als
 er bereits zum Wehrdienst eingezogen
 worden war.

fenbar doch jeden Mann um sich gegen die drohende Niederlage zu wehren.
 Zu allem Überfluss erhielt ich dann auch noch im Juni 1944 die deutsche
 Staatsangehörigkeit – so als wollten die Nazis sicherstellen, dass ich mich auch
 wirklich für ihre „Sache“ einsetzen würde.

Was diesen „Ausweis“ betrifft, so war im März 1942 eine „Strafverfügung“
 gegen mich eröffnet worden, weil ich – wie es hieß – „einer Vorladung zur



Diese Strafverfügung erhielt Eugène Kirsch im März 1942, wie
 so viele Luxemburger, weil er einer „Vorladung zur Erhebung
 der Anlegung einer Volkstumskartei nicht rechtzeitig Folge ge-
 leistet“ hatte.



Konveniat aus dem Jahre 1988 von 13 dieser 29 Luxemburger: Am 21. Mai 1988 trafen sich in Elvingen bei Mondorf-les-Bains noch 13 „Jongen“ der ehemals 29 Luxemburger, die 1944 zum Wehrdienst nach Weißenfels (D) eingezogen worden waren. V.l.n.r.: Marcel Kalbusch aus Wasserbillig, Jean-Pierre Thill aus Alzingen, René Freimaun aus Mamer, Eugène Kirsch aus Clemency, Theo Lemmer aus Biwer, Albert Hommel aus Oetringen, Armand Sturm aus Beyren, Joseph Gloden aus Schengen, Félix Baus aus Meispelt, Nestor Groff aus Hünsdorf, Joseph Kolbach aus Tüntingen, Philippe Kieffer aus Remich und Joseph Kauffmann aus Clemency. Im Jahre 2009 lebten nur noch zwei von diesen 13 Personen, und zwar Félix Baus und Eugène Kirsch.

Erhebung der Anlegung einer Volkstumskartei nicht rechtzeitig Folge geleistet“ hatte.

Mit weiteren 29 „Jongen“ musste ich dann meinen Wehrdienst in Weißenfels bei Leipzig ableisten.

Hierbei handelt es sich um folgende 29 Luxemburger:

- 1) Aloyse Mertes aus Bech-Kleinmacher
- 2) Theo Lemmert aus Biwer
- 3) Félix Baus aus Keispelt
- 4) Joseph Bonert aus Niederfeulen

- 5) Joseph Kauffmann aus Garnich
- 6) Albert Hommel aus Oetringen
- 7) Marcel Thekes aus Schrassig
- 8) Nikolaus Ludes aus Bondorf
- 9) Joseph Gloden aus Schengen
- 10) Joseph Kieffer aus Altlinster
- 11) Norbert Kayser aus Consthum
- 12) Joseph Schummer aus Moesdorf
- 13) René Freymann aus Mamer
- 14) Joseph Kolbach aus Tüntingen
- 15) Joseph Trausch aus Bockshorn
- 16) Marcel Kalbusch aus Oberbesslingen
- 17) Arthur Berg aus Eschdorf
- 18) Eugen Kirsch aus Clemency
- 19) Nik Massard aus Merl
- 20) Johann Didelof aus Junglinster
- 21) Ernest Bohler aus Ehlingen
- 22) Johann Peter Thill aus Alzingen
- 23) Mathias Schiltges aus Niederbesslingen
- 24) Mathias Groff aus Hünsdorf
- 25) Nestor Groff aus Hünsdorf
- 26) Armand Sturm aus Beyren
- 27) Heinrich Apel aus Machtum
- 28) Arthur Lampach aus Hostert/Niederanven
- 29) Johann Kieffer aus Remich



Félix Baus, geboren in Meispelt – Foto 1 wurde vier Tage vor seinem Einrücken in die Wehrmacht, Foto 2 nach dem Krieg aufgenommen, musste zusammen mit 29 weiteren „Jongen“ im Jahre 1944 seinen Wehrdienst in Weißenfels bei Leipzig ableisten.

Nach drei Wochen wurden wir vereidigt. Da nach der ersten Wehrmachtsausbildung immer noch ein kurzer Heimaturlaub vorgesehen war, freuten wir uns schon auf das Wiedersehen mit unseren Lieben zu Hause. Für die meisten von uns waren schon Vorbereitungen für ein Untertauchen vor der Wehrmacht getroffen worden. Jedoch sollte es für uns völlig anders kommen. Wir wurden zu unserem großen Entsetzen sofort der Wehrmacht überstellt und erhielten gar keinen Heimaturlaub. Drei Wochen später, am 6. Juni 1944, landeten die alliierten Truppen in der Normandie. Vier Jahre hatten wir auf diesen Augenblick gewartet, und gerade in dem Augenblick, wo die Befreiung Luxemburgs so nahe schien, musste ich mit meinen luxemburgischen Freunden nach Gora-Kalvaria, etwa 40 Kilometer südlich von Warschau in Polen, in die verhasste Wehrmacht einrücken. Die meisten Luxemburger aus der Wehrmachtsausbildung kamen zur Infanterie nach Lübeck. Ein Teil kam nach Chemnitz zu den „dicken Kanonen“. Unsere „Kaserne“ bestand aus insgesamt zwölf Holzbaracken in einem Waldgebiet. Hier wurde ich zum Pionier ausgebildet. Kontakt mit der polnischen Bevölkerung hatten wir keinen.



Eugène Kirsch aus Clemency (hinten rechts) zusammen mit noch anderen „Jungen“ und dem deutschen Unteroffizier Weber (vorne ganz rechts) während ihrer Wehrmachtsausbildung in Polen, nahe Gora-Kalvaria; Juli 1944.

Als Ende Juli 1944 die Russen immer näher kamen, da die deutschen Truppen die Front nicht mehr halten konnten, kamen wir ebenfalls zum Einsatz. Kurz vor dem Verlassen der Kaserne wurden unsere Ausbilder ausgetauscht. In der Vergangenheit waren nämlich viele Ausbilder, die in der Ausbildungszeit sehr streng und fanatisch zu den Soldaten gewesen waren, später an der Front von hinten erschossen worden; d.h. die eigenen Soldaten hatten den verhassten Ausbilder erschossen. Um dies zu verhindern, wurden die Ausbilder kurz vor dem Fronteinsatz ausgetauscht. Wir wurden auf Lkws geladen und in Richtung Osten gebracht. Jeden Tag rückte der Lärm von explodierenden Granaten und Geschossen bedrohlich näher, was allen unmissverständlich klar machte, dass auch wir nun bald an der Front eintreffen würden. Nach einem Tag mussten wir aussteigen; in Schlangenlinie mit jeweils 5 bis 6 Meter Abstand zum Vordermann ging es dann Richtung Hauptkampflinie („H.K.L.“). Wir befanden uns nun an der Weichsel. Am gegenüberliegenden Flussufer hatten die Russen ihre Stellungen bezogen. Wir bezogen Stellung in bereits ausgehobenen, kopftiefen Löchern. Diese Löcher – so sagte man uns später – hatte die Zivilbevölkerung ausheben müssen. Kurz nachdem wir in diesen Schützenlöchern waren, piffen uns die russischen Kugeln auch schon um die Ohren. Es war so, als würden einem Hunderte von Mücken um den Kopf fliegen. Gott sei Dank wurde ich während meines gesamten Fronteinsatzes nicht verletzt.

Da wir uns zu dem Zeitpunkt in einem so genannten Stellungskrieg befanden und die Russen offensichtlich keinen Angriff vorbereiteten, wurden wir als Pioniere zeitweilig von der Front abgezogen. Wir mussten nun im Hinterland Mienen verlegen. Verschiedene Arten von Mienen kamen hierbei zum Einsatz. Die einen wurden gegen Personen („Fußgänger“) eingesetzt und detonierten bereits bei einem Druck von 3 bis 5 Kilogramm. Die anderen, sogenannte „Tellerminen“, galten den Fahrzeugen und Panzern. Diese explodierten erst bei einem Druck ab 240 Kilogramm. In ein Mienenfeld verlegten wir jeweils 24 Stück dieser perversen Kriegswaffe: zwölf in einer Linie, dahinter – im Abstand von etwa zwei Metern und versetzt – die restlichen zwölf. Es war somit fast unmöglich, „unbeschadet“ aus einem Mienenfeld zu kommen. In der Ausbildung übten wir an Mienen, in denen nur der Zünder scharf war, die jedoch keine Sprengladung enthielten. Einmal passierte mir dann doch ein Missgeschick: Beim Üben mit dem Scharfstellen einer Miene

brachte ich zuviel Druck auf den Zünder und dieser explodierte. Es gab einen ohrenbetäubenden Lärm und ich war kreideblass im Gesicht; wäre mir dieses Missgeschick bei einer echten und scharfen Miene passiert, so hätte ich das nicht überlebt. Ab diesem Zeitpunkt hatte ich einen höllischen Respekt vor den Mienen.

Mussten wir also wieder Mienen verlegen, dann meldete ich mich sofort um die Löcher für diese auszuheben. Hierbei wurde zuerst die Oberfläche, z.B. Gras, ausgestochen und zur Seite gelegt. Dann grub man ein etwa 30 Zentimeter tiefes Loch. Das Erdreich wurde schön säuberlich über das gesamte Mienenfeld verstreut, so dass es unmöglich war zu erkennen, wo genau ein Loch ausgehoben worden war. Außerdem habe ich mich immer gemeldet um die Mienen zu den Plätzen zu tragen, die vermient werden sollten. Die anderen Soldaten, welche die Miene später scharf machten, warteten, bis alle Löcher für die Mienen ausgehoben waren, und konnten sich somit eine Zeitlang ausruhen. Auch wenn das Heranschleppen der Mienen sowie das Ausheben der Löcher anstrengender waren als das Einlegen der Mienen in die Löcher mit dem anschließenden Scharfmachen des Zünders, so wollte ich die Mienen auf gar keinen Fall scharf machen; ich hatte meine Lehre aus der Ausbildung gezogen.

Eines Tages explodierte eine Miene, als ein Soldat sie gerade scharf machte. Die Explosion riss einen Teil seines Beines weg; der Pionier wurde sofort zum Verbandplatz gebracht; über sein weiteres Schicksal weiß ich nichts.

Abends im Schutz der Dunkelheit erhielten wir fast immer unsere Mahlzeiten. Dann traf ein Soldat des Trosses mit einem Pferdekarren in einem geschützten Ort abseits der Front ein. Zwei oder drei Soldaten mussten anschließend für sämtliche Soldaten der Einheit das Essen holen gehen. Hierbei sahen sie dann, wer verwundet oder getötet worden war, denn diese Soldaten wurden auf demselben Pferdekarren, mit dem unsere Mahlzeiten herangebracht wurden, aus der Front gebracht. Ein Kollege, der mit mir im Schützengraben lag, wurde so von der Front gebracht: Er hatte, als er neben mir stand, einen Kopfschuss erlitten und war auf der Stelle tot. Zu jedem Tag an der Front könnte ich eine Geschichte erzählen, jedoch will und kann ich diese grausamen Erlebnisse nicht mehr bis ins kleinste Detail schildern.

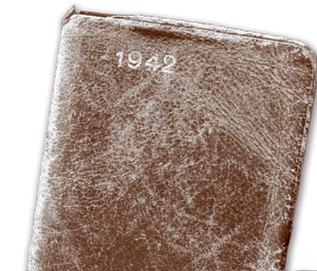
Bis um den 10. Dezember 1944 verblieben wir an der Weichsel. Offensichtlich hatten die Russen ihren Vormarsch vor Warschau gestoppt, damit

sie nicht „zu schnell“ auf Berlin vorstoßen würden. Jedenfalls wurden wir von der Front abgezogen. Als dann am 16. Dezember 1944 die Rundstedtoffensive ausbrach, hofften wir Luxemburger dorthin verlegt zu werden; in dem Fall wären wir ja in der geliebten Heimat und könnten gut untertauchen. Vier lange Tage verbrachten wir in einem Zugwaggon, immer in der Hoffnung, dass wir nach Westen fahren würden. Als wir dann an unserem Ziel angekommen waren, mussten wir enttäuscht feststellen, dass wir in Ungarn gelandet waren. In Budapest fuhr der Zug im Schrittempo über eine fast völlig zerstörte Donaubrücke. An manchen Stellen der Brücke konnte man das Wasser der Donau unter den Gleisen sehen. Ein Wunder, dass wir unbeschadet die andere Uferseite erreichten.

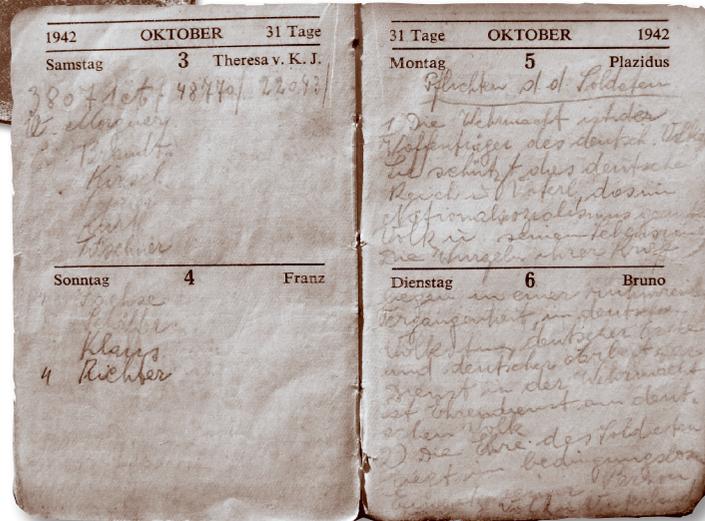
Wir verblieben nur kurz in Budapest, da man nicht mehr wusste, wo eigentlich die Front verlief. Immer wieder wurden wir beschossen und man war heilfroh, wenn es Abend wurde und man nicht zu Tode gekommen war. Jeder Tag bedeutete einen neuen Überlebenskampf. Man konnte nicht sagen: „Gut, dass ich gestern derart Glück bei dieser oder jener Schießerei hatte.“ Nein, die Erlebnisse des Vortages waren sofort vergessen, denn der neue Tag brachte wieder neue lebensbedrohliche Situationen.

Obwohl wir unzählige Male angegriffen wurden, hatte ich immer das Glück nicht getroffen zu werden. Ich habe so sehr gehofft, doch einmal verletzt zu werden, um so aus dem Frontgebiet zu kommen. Die Verletzten habe ich beneidet, denn die erhielten nach ihrer Genesung Heimaturlaub und konnten dann untertauchen. Obschon ich in dieser Phase des Krieges bei einer Verletzung gar keinen Heimaturlaub bekommen hätte, da Luxemburg bekanntlich bereits von den Amerikanern befreit worden war. Aus diesem Grund habe ich dann einen Brief nach Boberstein (Post Schildau) an eine bekannte Familie geschrieben, damit ich einen eventuellen Heimaturlaub dort verbringen könnte. Hierbei handelte es sich um die Familie Prosper Heinen-Steines aus Clemency, die von den Nazis mit noch anderen luxemburgischen Familien dorthin umgesiedelt worden war. Leider erhielt ich nie Urlaub.

Neben meinem kleinen Tagebuch führte ich den ganzen Krieg über immer ein weißes Taschentuch, einen Rosenkranz und eine luxemburgische Identitätskarte mit mir.



Dieses Tagebuch führte Eugène Kirsch aus Clemency während des ganzen Krieges bei sich.



Wenn die Situation sich ergeben hätte, hätte ich mein weißes Taschentuch am Gewehrkolben befestigt und wäre mit erhobener Waffe zum „Feind“ übergelaufen. Die Identitätskarte hätte dann als eindeutiger Beweis meiner luxemburgischen Nationalität gegolten.

Ich erinnere mich an folgende fünf Kameraden, die mich eine Zeitlang begleiteten, doch dann an der Front gefallen sind:

- 1) Henri Apel aus Machtum
- 2) Arthur Berg aus Eschdorf
- 3) Aloyse Mertes aus Bech-Kleinmacher
- 4) Mathias Schiltges aus Niederbesslingen
- 5) Joseph Trausch aus Boxhorn.

Ab Budapest befanden wir uns praktisch nur noch auf dem Rückzug. Glück hatten wir – wenn man in einer solchen Situation überhaupt von Glück sprechen kann –, dass unser direkter Vorgesetzter zu dem Zeitpunkt

auch die Kriegslage erkannt hatte und uns und sich nicht in einen aussichtslosen Kampf gegen die Russen schicken wollte. Derselbe hatte die Schlacht um Stalingrad verletzt überlebt und wollte auf gar keinen Fall von den Russen gefangen genommen werden. Sobald es hieß, die Russen bereiten einen Angriff vor, zogen wir uns schnell zurück; von Gegenwehr konnte keine Rede mehr sein.

Eines Tages wurde beim Tross ein Mann gebraucht; ich meldete mich sofort und wurde von meiner Einheit abgezogen. Ich kam in die Küche unserer Kompanie. Zwei Pferde namens Hermann und Nathan wurden mir zugewiesen. Während ein paar Tagen brachte ich das Essen zu den einzelnen versprengten Einheiten. Hierbei erfuhr ich auch, dass unsere Kompanie vollständig von den Russen überrollt worden war und fast alle in



Eugène Kirsch aus Clemency in der verhassten Wehrmachtsuniform; 1944.



Nestor Groff aus Hünsdorf/Mersch flüchtete Anfang 1945 zusammen mit seinem Zwillingbruder Mathias sowie mit Eugène Kirsch vor der Wehrmacht, um zu den Amerikanern zu gelangen.

Gefangenschaft geraten waren. Wäre ich doch bloß bei meiner Einheit geblieben!, fuhr es mir durch den Kopf, als ich dies hörte. Ich wollte unbedingt in Gefangenschaft, nur noch raus aus diesem Krieg! Zum Glück hatten wir in der Küche als Chef einen alten, erfahrenen Unteroffizier, der die neue Situation sofort einschätzen konnte und wusste, wie wir uns zu verhalten hätten. Da wir jetzt keinen direkten Vorgesetzten mehr hatten, trat die Küche den Rückzug an. Wir – das waren die Gebrüder Mathias und Nestor

Groff aus Hünsdorf/Mersch sowie unser Chef, ein deutscher Unteroffizier namens Zeitler – fuhren Richtung Österreich, um dort auf Amerikaner zu treffen.

Noch heute erinnere ich mich an jene Tage der Flucht, wenn ich z.B. im Fernsehen die Namen der Städte höre, die wir damals passierten: Komaran, Strasshof, Wiener Neustadt, Klagenfurt. Einige Zivilisten wollten uns sogar vor den herannahenden Russen in einem Kirchturm verstecken, als wir dann jedoch von der Wehrmachtspolizei aufgegriffen wurden. Diese brachte uns zu anderen „versprengten“ Wehrmachtssoldaten und im Nu war wieder eine neue Einheit formiert worden. Wir wurden in den Zug Richtung Front gesetzt.

Am 8. Mai 1945 trafen wir in Brno, im Osten der Tschechei, ein. Abends hieß es noch: „Wer desertiert, wird sofort erschossen!“ und am nächsten Morgen hieß es: „Der Krieg ist aus!“. Erst jetzt bemerkten wir, dass alle unsere Offiziere bereits in der Früh verschwunden waren. Offensichtlich wussten sie bereits in der Nacht von der bevorstehenden Kapitulation Deutschlands und hatten uns alleine zurückgelassen.

Von Zivilisten, die auf der Flucht waren, erfuhren wir dann, dass wir die Moldau nahe Krummau oder Budweis überqueren sollten, um nicht in russische Gefangenschaft zu geraten. Angeblich sollte die Grenze in Krummau nur noch während drei Tagen offen sein. Eine Frau namens Stigmayer gab mir in Pötzschmühle Zivilkleider. Ihr Sohn war ebenfalls in die Wehrmacht eingezogen worden und sie wusste nicht, wo er sich zur Zeit aufhielt. Da ich mich womöglich in derselben Situation wie ihr Sohn befand, half sie mir, in der Hoffnung, dass auch ihrem Sohn auf die gleiche Art und Weise geholfen würde. In meinen Zivilkleidern konnte ich in der Masse der Flüchtlinge untertauchen. Ich beschloss nach Krummau zu gehen. Unser Unteroffizier und meine beiden Begleiter, Metty und Nestor Groff, wollten den beschwerlichen Weg – immerhin waren es noch über 150 Kilometer – nicht auf sich nehmen.

Außerdem sagten sie, dass der Krieg ja sowieso beendet sei. Warum jetzt noch lange flüchten?

Also machte ich mich alleine auf den Weg Richtung Krummau; ich wollte nichts mit den Russen zu tun haben. Unterwegs schloss ich mich zeitweilig anderen Flüchtlingen an, bis wir dann doch von einer russischen Einheit angehalten wurden. Die russischen Soldaten interessierten sich offensichtlich

Mathias Groff aus Hünsdorf/Mersch, der zusammen mit seinem Zwillingbruder Nestor sowie Eugène Kirsch aus Clemency im Jahre 1945 vor der Wehrmacht geflüchtet war und später mit seinem Bruder ins russische Gefangenenlager Tambow kam.



nur für unsere Wertsachen. Nachdem sie uns unsere Armbanduhren und das wenige Geld abgenommen hatten, ließen sie uns weiterziehen.

Regelmäßig trank ich aus Brunnen entlang der Straße und ernährte mich von Früchten, die ich am Wegesrand fand. Ein richtiges Essen habe ich während dieser Zeit nicht erhalten; ich wollte ohnehin so schnell wie möglich zur Moldaubrücke gelangen.

Am 12. Mai 1945, abends um 22 Uhr, traf ich schließlich in Krummau ein und konnte die Moldau überqueren. Hier erfuhr ich, dass tatsächlich ab 24 Uhr niemand mehr über die Donaubrücke gelassen wurde. Nochmals Glück gehabt! Noch am gleichen Abend kam ich in ein amerikanisches Gefangenenlager nahe Krummau. Das Lager befand sich auf einer riesigen Wiese (etwa 20 Hektar groß) und es gab überhaupt keine Baracken, wo man sich gegen die Witterung schützen konnte. Einige Gefangene hatten sich in Erdlöcher eingegraben und ihre Mäntel als Dach über das Loch gelegt. Die Unterbringung war katastrophal.

Ich lernte einen Holländer kennen und wir beide beschlossen uns beim Lagerkommandanten Gehör zu verschaffen. Dies gelang uns schließlich, und wir erklärten ihm unsere Lage. Meine luxemburgische Identitätskarte half in dieser Situation. Tags darauf erhielten wir einen Passierschein um uns ins etwa 250 Kilometer entfernte Passau zu begeben. Hier sollten wir uns in einem Auffanglager für vorwiegend Franzosen, Belgier und Holländer melden. Wiederum legte ich die gesamte Strecke zu Fuß zurück und nach fast einer Woche traf ich mit meinem holländischen Freund im Auffanglager ein, einer ehemaligen Wehrmachtskaserne. Wir wollten das Lager gerade betreten, als einige amerikanische Lkws es verließen. Auf den Ladeflächen befanden sich Flüchtlinge. Wir erkannten, dass diese Personen offensichtlich in ein anderes Lager gebracht wurden, und als einige von ihnen uns fröhlich zuwinkten und uns aufforderten aufzuspringen, war unser Entschluss schnell gefasst. Warum eigentlich jetzt noch Tage oder Wochen in diesem Lager verbringen, wenn wir sofort weitertransportiert werden konnten?

Wir gelangten so schnell und ohne lästigen „Zwischenstopp“ in diese Kaserne nach Regensburg. Tags darauf wurden wir weiter nach Nürnberg gebracht. Nach einem kleinen Zwischenstopp von drei Tagen wurden wir nach Würzburg transportiert. Dies jeweils mit amerikanischen Lkws, die von schwarzen Fahrern gesteuert wurden. An der Sammelstelle in Würzburg traf ich zufälligerweise Robert Steichen aus Bascharage, der noch in seiner KZ-Sträflingsuniform war. Er war während drei Jahren in einem KZ interniert gewesen. Ab Würzburg ging es dann mit dem Zug weiter nach Luxemburg-Stadt. Rob Steichens und meine Odyssee endete am 25. Mai 1945. In Luxemburg, auf dem Aldringer-Platz, traf ich einen gewissen Petit aus Differdingen, der mich nach Hause brachte.

A. E. F. ASSEMBLY CENTER REGISTRATION CARD					
1. (Registration number)	2. (Family name)	3. (Other given names)			
4010049830	Kirsch Eugène				
M. <input checked="" type="checkbox"/> F. <input type="checkbox"/>	11.5.24	Kirsch Eugène			
3. (Claimed nationality)	4. (Sex)	5. (Age)	6. Date: (Arrival) (Departure)		
- Alex -					
7. (Assigned billet number or address)					
8. DESTINATION OR RECEPTION CENTER					
Kirsch Eugène 15 Rue de la Gare					
REMARKS					
22.5.45 N. M. à Folvigne et Aubry					
à l'heure 20.5.45 par les usines					
arrivé le 25.5.45 à Luxembourg					
18-39724-1	(Use reverse side for additional remarks)				D. P. 3

Diese Karte erhielt Eugène Kirsch bei seiner Rückkehr in Luxemburg am 25. Mai 1945.

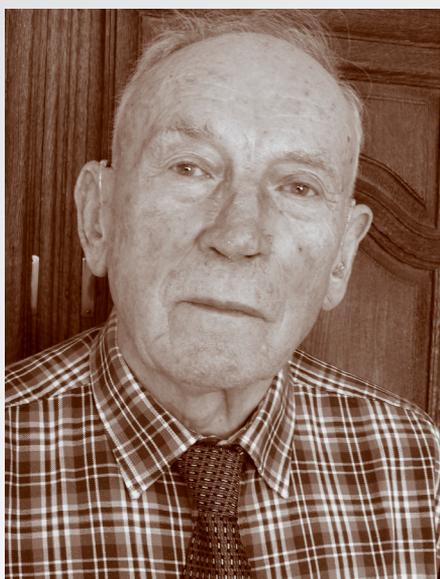


Eugène Kirsch im Dezember 2009 neben der Kapelle, die aus Anlass seiner glücklichen Rückkehr aus dem Krieg direkt neben seinem Geburtshaus in Clemency gebaut worden war.

Als ich an jenem Abend des 25. Mai 1945 zu Hause bei meinen Eltern in Clemency eintraf, befanden sich alle in der Küche am Abendtisch. Meine Schwester erlitt fast einen Herzinfarkt, als sie mich wiedersah. Meine Lieben hatten nämlich fast zehn Monate keine Nachricht mehr von mir erhalten und wussten während dieser Zeit nicht, ob ich überhaupt noch am Leben sei. In

jenen Monaten der Ungewissheit hatten sie geschworen, dass sie eine Kapelle aufrichten würden, sollte ich heil aus dem Krieg nach Hause kommen. 1947 waren die Arbeiten an der Kapelle direkt neben unserem Haus abgeschlossen.

Auch erfuhr ich nach der Rückkehr der Luxemburger aus dem russischen Gefangenenlager Tambow, im Dezember 1945, dass die beiden Brüder Groff aus Hünsdorf/Mersch, mit denen ich noch in Österreich zusammen war und die nicht mit nach Krummaw gehen wollten, später von den Russen verhaftet und schließlich in Tambow interniert wurden. Glücklicherweise haben beide den Krieg trotzdem überlebt.“



Eugène Kirsch

Eugène Kirsch führte nach dem Krieg den elterlichen Bauernhof in Clemency weiter. Außerdem übernahm er von seinem Vater dessen Kunden bei der Versicherungsgesellschaft „Le Foyer“. 1956 heiratete er Suzanne Noesen aus Itzig. Aus dieser Ehe ging Sohn Jempi hervor. 1979 übernahm sein Enkel Lex den elterlichen Bauernbetrieb. Sein Enkel Maurice führt heute ein Versicherungsbüro in der ehemaligen Scheune seines Bauernhofes.